

HEYNE <

ZUM BUCH

Als Gemma erfährt, dass ihr die beste Freundin den Traummann ausgespannt hat, glaubt sie, es könne nicht mehr schlimmer kommen. Doch sie hat sich getäuscht: Kurz darauf wird ihre Mutter von ihrem Vater sitzengelassen und bedarf einer Rundum-Betreuung. Am absoluten Tiefpunkt angelangt, versucht sich Gemma selbst zu trösten. Doch weder Schokolade zum Frühstück noch fünf Paar neue Schuhe können helfen. Da setzt sie sich an ihren PC und schreibt sich den Frust in Form von E-Mails an ihre Freundin Susan von der Seele. Ihre Texte sind so witzig und lakonisch, dass Susan bald einen folgenschweren Plan hat. Sie schickt die Mails einer Literaturagentin, die sich bald darauf bei Gemma meldet. Plötzlich steht diese vor ganz neuen Möglichkeiten: Sie hat ein Verlagsangebot in der Tasche und schon die ersten Rachepläne im Kopf.

»Erfrischend, überraschend und nie um einen Witz verlegen: Marian Keyes kennt die Frauen.« *Für Sie*

ZUR AUTORIN

Marian Keyes, 1963 im irischen Cork geboren, wuchs in Dublin auf und jobbte nach dem Abbruch ihres Jurastudiums einige Jahre in London. Mit ihrem Debütroman *Wassermelone* landete sie einen phänomenalen Erfolg. Alle folgenden sechs Romane wurden zu internationalen Bestsellern.

Bei Heyne erschienen: *Auszeit für Engel* – *Lucy Sullivan wird heiraten* – *Rachel im Wunderland* – *Sushi für Anfänger* – *Unter der Decke* – *Wassermelone* – *Pustebblume*.

Marian Keyes

Neue Schuhe zum Dessert

Roman

Aus dem Englischen von
Susanne Höbel

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE OTHER SIDE OF THE STORY
bei Michael Jordan, London



Verlagsgruppe Random House
FSC-D-0100

Das FSC-zertifizierte Papier *München Super*
für Taschenbücher aus dem Heyne Verlag
liefert Mochenwangen Papier.

Vollständige Deutsche Taschenbucherstausgabe 02/2006
Copyright © 2004 by Marian Keyes
Copyright © 2004 und Copyright © dieser Ausgabe 2006 by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2006

ISBN-10: 3-453-58019-2
ISBN-13: 978-3-453-58019-0

<http://www.heyne.de>

Für Niall, Ljiljana, Ema und Luka Keyes

**»Die Zeiten sind schlecht. Die Kinder gehorchen ihren Eltern nicht mehr,
und jeder schreibt ein Buch.«**

Marcus Tullius Cicero,

Staatsmann, Redner, Schriftsteller (106–43 v. Chr.)

**»Jede Geschichte hat drei Seiten:
Deine Seite, ihre Seite und die Wahrheit.«**

Anonym

Teil Eins

GEMMA

1

AN: Susan_inseattle@yahoo.com

VON: Gemma343@hotmail.com

THEMA: Vater entlaufen

Susan, du wolltest wissen, was es an Neuigkeiten gibt. Ich habe welche für dich. Allerdings wirst du vielleicht bereuen, dass du gefragt hast. Sieht so aus, als hätte mein Vater meine Mutter verlassen. Ich weiß nicht, wie ernst die Sache ist. Melde mich, sobald ich mehr weiß.

Gemma xxx

Als mich der Anruf erreichte, dachte ich, er wäre gestorben. Aus zwei Gründen: Erstens bin ich in letzter Zeit bei einer beunruhigend großen Anzahl von Beerdigungen gewesen – Freunde meiner Eltern und, viel schlimmer, Eltern meiner Freunde. Zweitens, Mam rief mich auf meinem Handy an. Das war das erste Mal, denn sie hält hartnäckig an der Überzeugung fest, dass man ein Handy nur von einem anderen Handy aus anrufen kann, als wären es Funkgeräte oder so. Als ich das Telefon ans Ohr hielt und sie stammeln hörte: »Er hat uns verlassen«, ist es also nicht verwunderlich, dass ich dachte, Dad habe ins Gras gebissen und jetzt seien nur noch wir zwei übrig, sie und ich.

»Er hat eine Tasche gepackt und ist gegangen.«

»Er hat eine ...?« Erst da ging mir auf, dass Dad vielleicht doch nicht tot war.

»Komm nach Hause«, sagte sie.

»Ja, gut ...« Aber ich war gerade arbeiten. Und zwar nicht im Büro, sondern im Ballsaal eines Hotels, wo ich die letzten Vorbereitungen für eine Chiropraktiker-Konferenz beaufsichtigte. (Thema: *Nie mehr Rückenschmerzen.*) Es war ein Riesenauftrag, und die Vor-

bereitungen hatten Wochen gedauert. Am Abend zuvor war ich wegen der Ankunft von hunderten von Delegierten bis halb eins auf gewesen und hatte mich um ihre Probleme gekümmert. (Zum Beispiel musste ich die Teilnehmer, die nach der Buchung und vor Beginn der Konferenz wieder mit dem Rauchen angefangen hatten, von Nichtraucherzimmern in Raucherzimmer umquartieren.) Dies war endlich der Tag der Wahrheit, und in weniger als einer Stunde würden zweihundert Chiropraktiker hereinströmen und erwarten, dass Folgendes für sie vorbereitet war:

- A. ein Namensschild und ein Stuhl,
- B. um 11 Uhr Kaffee und zwei Kekse (einer mit, einer ohne Schokolade),
- C. um 12.45 Uhr ein dreigängiges Mittagessen (alternativer Speiseplan für Vegetarier),
- D. um 15.30 Uhr Kaffee und zwei Kekse (beide ohne Schokolade),
- E. Aperitif mit anschließendem Galadiner, danach Musik, Tanz und (wahlweise) Flirt.

Als mein Handy klingelte, dachte ich übrigens, es wäre der Typ mit den Leinwänden, um mir zu sagen, dass er auf dem Weg sei. Mit – das Wichtigste daran – den Leinwänden.

»Was ist passiert?«, fragte ich Mam und fühlte mich hin- und hergerissen. *Ich kann hier nicht weg ...*

»Das erzähl ich dir, wenn du hier bist. Beeil dich. Ich bin ganz durcheinander, ich weiß gar nicht mehr, was ich tue.«

Das war genug. Ich klappte mein Telefon zu und sah zu Andrea hinüber, die offensichtlich schon mitbekommen hatte, dass was passiert war.

»Alles in Ordnung?«, murmelte sie.

»Es ist was mit meinem Dad.«

Ich sah ihr an, dass sie auch dachte, mein Vater wäre über die Springe geklungen (wie er selbst zu sagen pflegte). (Jetzt spreche ich auch schon so, als wäre er tot.)

»O Gott ... ist er ... hat er ...?«

»Nein, nein«, beruhigte ich sie, »er lebt.«

»Geh, geh schon, los!« Sie schob mich zum Ausgang, offensichtlich eine Abschiedsszene am Sterbebett vor Augen.

»Das geht nicht. Ich muss doch hier bleiben.« Ich zeigte auf den Ballsaal.

»Ich schaffe das schon, wir schaffen das, Moses und ich, und ich rufe im Büro an, dass sie Ruth vorbeischicken. Du hast das so gut vorbereitet, was kann da schon schief gehen?«

Die richtige Antwort darauf lautet natürlich: so gut wie alles. Seit sieben Jahren organisiere ich Events, in der Zeit habe ich so ziemlich alles gesehen – von Konferenzteilnehmern, die nach einer exzessiven Einnahme von Erfrischungen vom Podium stürzten, bis hin zu Professoren, die sich über die Verteilung der Schokoladenkekse in die Haare gerieten.

»Ja, aber ...« Ich hatte Andrea und Moses eingebläut, dass sie, tot oder lebendig, zu erscheinen hätten, und jetzt war ich selbst im Begriff, den Schauplatz zu verlassen – weswegen eigentlich? Was für ein Tag! Er hatte kaum begonnen, und so viel war schon schief gegangen. Es fing mit meinem Haar an. In letzter Zeit hatte ich keine Zeit gehabt, zum Friseur zu gehen, und am Morgen hatte ich in einem Anfall von Wahnsinn angefangen, selbst daran herumzuschneipeln. Ich wollte den Pony nur ein bisschen kürzer schneiden, und dann konnte ich nicht aufhören, bis er schließlich ganz verstümmelt war.

Manche Leute finden, dass ich ein bisschen wie Liza Minnelli in *Cabaret* aussehe, aber als ich im Hotel ankam, begrüßte Moses mich mit »Lebe lang und glücklich« und hielt die Hand mit gespreizten Fingern zum Vulkanier-Gruß hoch. Und als ich ihn bat, den Mann mit den Leinwänden noch mal anzurufen, sagte er ganz ernst: »Das wäre unlogisch, Captain.« Von wegen Liza Minnelli, jetzt war ich anscheinend Mr Spock aus *Star Trek*. (Nur nebenbei: Moses ist kein bärtiger Pensionär aus der Bibel mit staubigem Gewand und Kinderschändersandalen, sondern ein hipper Schwarzer nigerianischen Ursprungs mit scharfen Anzügen.)

»Geh!« Andrea schob mich weiter zur Tür. »Pass gut auf dich auf, und melde dich, wenn wir was tun können.«

Das kriegt man zu hören, wenn jemand gestorben ist. Und im nächsten Moment stand ich auf dem Parkplatz. Ein eisiger Januarwind, der einem bis in die Knochen fuhr, fegte um mich herum und machte mir bewusst, dass ich meinen Mantel im Hotel liegen gelassen hatte. Ich ging nicht zurück, es schien nicht wichtig.

Als ich zu meinem Auto kam, piff ein Mann anerkennend – wegen des Autos, nicht meinerwegen. Es ist ein Toyota MR2, ein sportlicher kleiner (sehr kleiner, zum Glück bin ich nur ein Meter fünfundfünfzig) Flitzer. Ich hatte ihn nicht ausgesucht – F&F Dignan hatten darauf bestanden. Er würde mir gut stehen, einer Frau in meiner Position. Ach ja, und ihr Sohn hatte ihn mir billig verkauft. Was man so billig nennt.

Männer reagieren sehr unterschiedlich auf das Auto – am Tage pfeifen und zwinkern sie, aber abends, wenn sie betrunken aus dem Pub kommen, sieht die Sache ganz anders aus; dann schlitzen sie das Stoffdach mit dem Taschenmesser auf oder schmeißen einen Stein durch das Seitenfenster. Sie haben noch nie versucht, das Auto zu stehlen, sie wollen es nur tödlich treffen, und so hat es mehr Zeit beim Arzt als auf der Straße verbracht. In der Hoffnung, mich mit diesen bitteren, mysteriösen Männern gut zu stellen, hatte ich einen Aufkleber auf der Heckscheibe angebracht, auf dem stand: »Mein anderes Auto, ein 89er Cortina, ist in Reparatur.« (Anton hatte ihn für mich gemacht, vielleicht hätte ich ihn entfernen sollen, als Anton ging, aber jetzt war nicht die Zeit, darüber nachzudenken.)

Stadtauswärts, in Richtung zu meinen Eltern, war die Straße fast leer, während in der Gegenrichtung, nach Dublin hinein, dichter Verkehr floss. Als ich durch den Nebel fuhr, der wie Trockeneis um mich herum waberte, hatte ich auf der leeren Straße das Gefühl, dass dies ein Traum war.

Vor fünf Minuten war es noch ein normaler Dienstagmorgen gewesen. Da war ich auf den Beginn einer Konferenz ein-

gestellt. Angespannt und aufgereggt, klar – es tauchen in letzter Minute immer irgendwelche Probleme auf –, aber nichts hatte mich auf das hier vorbereitet.

Ich hatte keine Ahnung, was mich erwarten würde, wenn ich beim Haus meiner Eltern ankam. Irgendwas war nicht in Ordnung, so viel stand fest, auch wenn es nur darum ging, dass Mam ausgetickt war. Ich hielt sie nicht für den Typ, aber weiß man's? »*Er hat eine Tasche gepackt ...*« Schon das war so unwahrscheinlich wie dass Schweine fliegen können. Mam packt immer den Koffer für Dad, ob er nun zu einer Verkaufskonferenz oder zu einem Golfturnier fährt. Es war also klar, dass Mam sich geirrt hatte. Und das bedeutete, dass sie ausgetickt war oder dass Dad tatsächlich tot war. In der aufkommenden Panik gab ich heftig Gas.

Ich parkte – miserabel – vor dem Haus. (Unauffällige Doppelhaushälfte, Sechzigerjahre.) Dads Auto war nicht da. Tote fahren keine Autos.

Aber das Gefühl der Erleichterung hielt nur so lange an, bis meine Gedanken wieder am Anfang ankamen und in Panik umschlugen. Dad fuhr nie mit dem Auto zur Arbeit, er nahm immer den Bus; das fehlende Auto ließ ein sehr ungutes Gefühl in mir aufkommen.

Noch bevor ich ausgestiegen war, machte Mam die Tür auf. Sie trug einen flauschigen, pfirsichfarbenen Morgenmantel und hatte ihren Pony auf einen orangefarbenen Lockenwickler gedreht.

»Er hat uns verlassen!«

Ich eilte ins Haus, Richtung Küche. Ich hatte das Bedürfnis, mich zu setzen. Mir kam der völlig verrückte Gedanke, dass Dad in der Küche sitzen und leicht amüsiert sagen würde: »Ich hab ihr schon tausendmal gesagt, dass ich euch nicht verlassen habe, aber sie hört nicht auf mich.« Doch in der Küche war nichts außer kalt gewordenem Toast, Messern mit Butter dran und anderen Frühstücksrelikten.

»Ist was passiert? Habt ihr euch gestritten?«

»Nein, nichts. Er hat ganz normal gefrühstückt. Porridge. Habe ich gemacht. Guck.« Sie zeigte auf eine Schüssel mit Überresten von Porridge. Nicht gerade viel. Wenigstens hätte es ihm vor Scham den Appetit verschlagen sollen.

»Dann hat er gesagt, er wolle mit mir sprechen. Ich dachte, er wollte mir sagen, dass ich doch meinen Wintergarten haben kann. Aber stattdessen hat er gesagt, dass er nicht glücklich ist mit seinem Leben und dass er mich verlässt.«

»Dass er nicht glücklich ist mit seinem Leben? Aber ihr seid seit fünfunddreißig Jahren verheiratet! Vielleicht steckt er in einer Midlifecrisis.«

»Der Mann ist fast sechzig, das ist zu alt für eine Midlifecrisis.«

Da hatte sie Recht. Dad hatte vor fünfzehn Jahren die Gelegenheit zu einer Midlifecrisis gehabt, damals hätte es niemandem etwas ausgemacht, im Gegenteil, wir hätten uns darüber gefreut, doch stattdessen sind ihm einfach nur die Haare ausgegangen, und er war weiterhin konturlos und freundlich.

»Dann hat er sich einen Koffer geholt und Sachen reingetan.«

»Das glaube ich dir nicht. Was hat er denn gepackt? Woher wusste er, wie man das macht?«

Mam guckte ein bisschen verunsichert, deswegen gingen wir, um es mir – und wahrscheinlich auch ihr – zu beweisen, nach oben, und sie zeigte mir im Gästezimmer die Stelle in dem Schrank, wo der Koffer gestanden hatte. (Einer von zweien, die sie mit Benzinrabattmarken bekommen hatten.) Dann nahm sie mich mit in ihr Schlafzimmer und zeigte mir die Lücken im Kleiderschrank. Er hatte seinen Mantel, seinen Anorak und seinen guten Anzug mitgenommen. Und eine erstaunliche Anzahl von bunt gemusterten Pullovern und Hosen, die man nur als Freizeithosen beschreiben konnte, zurückgelassen. Rehbraun die Farbe, scheußlich die Form, der Schnitt und der Stoff. Ich hätte sie auch zurückgelassen.

»Er wird sich seine restlichen Sachen holen wollen«, sagte sie.

Da war ich mir nicht so sicher.

»Ich fand, dass er in letzter Zeit ein bisschen zerstreut war«, sagte Mam. »Das hatte ich dir erzählt.«

Und damals hatten wir überlegt, ob das die ersten Anzeichen von Alzheimer sein könnten. Mit einem Mal war es mir sonnenklar. Er hatte Alzheimer, natürlich. Er war nicht Herr seiner Sinne. Er fuhr irgendwo ziellos herum, in geistiger Umnachtung und überzeugt, dass er die russische Prinzessin Anastasia war. Wir mussten der Polizei Bescheid sagen.

»Sag mir mal seine Autonummer.«

Mam sah mich überrascht an. »Ich weiß sie nicht.«

»Wieso nicht?«

»Warum sollte ich? Ich sitze nur im Auto, ich fahre es nicht.«

»Dann müssen wir nachgucken, ich weiß sie auch nicht.«

»Wozu brauchen wir sie?«

»Wir können der Polizei ja schlecht sagen, sie sollen nach einem Nissan Sunny suchen, mit einem neunundfünfzig Jahre alten Vater drin, der sich für den Letzten der Romanows hält, oder? Wo liegen die Papiere und das alles?«

»Auf dem Regal im Esszimmer.«

Aber bei der kurzen Suchaktion in Dads »Büro« konnte ich keine Autopapiere finden, und Mam war nicht sehr hilfreich.

»Es ist doch ein Firmenwagen, oder?«

»Ehm, ich glaube schon.«

»Ich rufe mal bei seiner Arbeit an, da wird ja jemand sein, seine Sekretärin oder so, die uns was sagen kann.«

Obwohl ich die Durchwahl zu Dads Büro wählte, wusste ich, dass er nicht abnehmen würde, dass er überall sein konnte, aber nicht bei der Arbeit. Mit der Hand über der Muschel sagte ich zu Mam, sie solle die Nummer der Polizei in Kilmacud nachgucken. Doch bevor sie aufgestanden war, hatte jemand Dads Telefon abgenommen. Dad.

»Da-ad? Bist du das?«

»Gemma?« Er klang misstrauisch. Das war noch nichts Ungewöhnliches, denn er antwortete mir am Telefon immer miss-

trauisch. Aus gutem Grund, denn ich rief ihn nur an, wenn ich sagen wollte, dass

A. mein Fernseher kaputt war und ob er bitte mit dem Werkzeugkasten kommen könnte,

B. mein Rasen gemäht werden müsste und ob er bitte mit dem Rasenmäher kommen könnte,

C. meine Haustür gestrichen werden müsste und ob er mal mit den Planen, den Farbrollern, Pinseln und einer großen Tüte mit verschiedenen Schokoriegeln vorbeikommen könnte.

»Dad, du bist ja im Büro.« Das ließ sich nicht leugnen.

»Ja, ich ...«

»Was geht hier vor?«

»Hör zu, ich wollte nachher noch anrufen, aber hier geht alles drunter und drüber.« Sein Atem ging hastig. »Jemand muss die Pläne für den Prototyp rausgeschmuggelt haben, die Konkurrenz hat gerade eine Pressemitteilung rausgegeben – neues Produkt, fast identisch, ein Fall von Industriespio...«

»Dad!«

Bevor ich weiter erzähle, sollte ich erklären, dass mein Vater in der Verkaufsabteilung einer großen Schokoladenfabrik arbeitet. (Den Namen sage ich lieber nicht, ich möchte unter den Umständen lieber keine Gratiswerbung machen.) Er hat mein ganzes Leben da gearbeitet, und das Gute an dem Job war, dass er so viel von den Produkten mitnehmen konnte, wie er wollte – umsonst. Deswegen gab es in unserem Haus immer jede Menge Schokolade, und ich war beliebter bei den Kindern in der Straße, als ich es sonst möglicherweise gewesen wäre. Natürlich war es Mam und mir streng untersagt, Schokolade von einer Konkurrenzfirma zu kaufen, damit sie keinen »Marktvorsprung« bekämen. Obwohl ich mich über sein Verbot ärgerte (das eigentlich kein richtiges Verbot war, denn Dad war viel zu freundlich für Verbote), hatte ich nicht den Nerv, dagegen zu verstoßen, und obwohl es lächerlich ist, hatte ich das erste Mal, als ich ein Fer-

rero Rocher aß, ein schlechtes Gewissen. (Ich weiß, die Werbung ist ein einziger Witz, aber ich war von der Kugelform der Ferreros beeindruckt. Doch als ich Dad gegenüber erwähnte, dass seine Leute auch mal die Kugelform ausprobieren sollten, sah er mich traurig an und sagte: »Hast du mir vielleicht etwas mitzuteilen?«)

»Dad, ich bin hier bei Mam, und sie ist ganz durcheinander. Was soll das alles bedeuten?« Statt wie mit meinem Vater sprach ich mit ihm, als wäre er ein übermütiges Kind, das etwas sehr Törichtes tat, aber sofort davon ablassen würde, wenn ich das verlangte.

»Ich wollte dich später anrufen.«

»Du kannst jetzt mit mir sprechen.«

»Jetzt passt es mir nicht.«

»Jetzt muss es dir aber passen.« In mir stieg Panik auf. Er brach nicht gleich zusammen, wie jemand ohne Halt, aber genau das hatte ich erwartet, sobald ich ernsthaft mit ihm sprechen würde.

»Dad, Mam und ich sind sehr besorgt um dich. Wir glauben, du bist vielleicht ein bisschen ...« Wie sollte ich das sagen? »Ein bisschen verwirrt.«

»Nicht die Spur.«

»Das glaubst du. Menschen, die verwirrt sind, merken oft nicht, dass sie verwirrt sind.«

»Gemma, ich weiß, ich war in letzter Zeit etwas abgelenkt, das ist mir durchaus bewusst. Aber das ist kein Zeichen von Senilität.« Das Gespräch verlief überhaupt nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Er klang nicht verwirrt. Auch nicht zerknirscht. Er klang so, als wüsste er etwas, was ich nicht wusste.

»Was soll das alles bedeuten?«, fragte ich mit schwacher Stimme.

»Ich kann jetzt nicht sprechen, wir haben hier ein Problem, mit dem ich mich befassen muss.«

Ich sagte schnippisch: »Ich finde, der Zustand deiner Ehe sollte dir wichtiger sein als ein Schokoriegel mit Tiramisu-Gesch...«

»Pssst!«, zischte er ins Telefon. »Soll das denn die ganze Welt erfahren? Ich bedauere, dass ich dir überhaupt davon erzählt habe.«

Vor Angst verschlug es mir die Stimme. Er war noch nie böse auf mich gewesen.

»Ich rufe wieder an, sobald ich kann.« Er klang bestimmt. Ein bisschen wie ... komisch eigentlich ... wie ein Vater.

»Und?«, fragte Mam begierig, als ich aufgelegt hatte.

»Er ruft später an.«

»Wann?«

»Sobald er kann.«

Ich biss mir auf die Fingerknöchel und wusste nicht, was ich jetzt tun sollte. Er klang nicht verwirrt, aber er verhielt sich auch nicht normal.

Ich wusste einfach nicht, was ich tun sollte. Ich war noch nie in einer solchen Situation gewesen, es gab weder ein Muster noch irgendwelche Anweisungen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu warten, auf Neuigkeiten, von denen ich intuitiv wusste, dass sie nicht gut sein würden. Und Mam sagte immer wieder: »Was denkst du denn, Gemma? Was denkst du?« Als wäre ich die Erwachsene und wüsste die Antwort.

Zu meiner Ehrenrettung muss ich hinzufügen, dass ich nicht in forschem Ton sagte: »Na, dann wollen wir uns mal eine schöne Tasse Tee machen.« Oder: »Ich setze mal den Kessel auf.« Ich bin nicht der Meinung, dass man mit Tee jemals etwas in Ordnung bringen kann, und ich hatte mir fest vorgenommen, mich von keiner Krise, welcher Art sie auch sei, zur Teetrinkerin machen zu lassen.

Ich überlegte, ob ich zu seiner Arbeit fahren und ihn zur Rede stellen sollte, aber wenn er mitten in einer Tiramisu-Krise war, dann würde ich vielleicht gar nicht zu ihm vordringen.

»Aber wo soll er denn wohnen?«, fragte Mam plötzlich. »Niemand von unseren Freunden würde ihn bei sich wohnen lassen.«

Da hatte sie nicht Unrecht. In ihrem Freundeskreis funktionierten die Dinge so, dass die Männer die Geldbörse und die

Autoschlüssel in der Hand hatten, aber die eigentliche Macht im Haus besaßen die Frauen. Sie bestimmten, wer ins Haus gelassen wurde, und selbst wenn einer der Männer meinem Vater versprochen hatte, dass er bei ihnen übernachten könnte, würde seine Frau Dad nicht über die Schwelle lassen, aus Loyalität zu meiner Mutter. Aber wenn nicht bei Freunden, wo dann?

Ich konnte ihn mir nicht in einem schäbigen Zimmer vorstellen, mit einer Kochplatte und einem rostigen elektrischen Wasserkocher, der sich nicht automatisch ausschaltete, wenn das Wasser kochte.

Doch wenn er es sich in den Kopf gesetzt hatte, dann würde er es ziemlich lange fern von Mam und seinem bequemen Zuhause aushalten. Er würde drei Tage lang mit seiner Golfballmaschine spielen und erst nach Hause kommen, wenn er frische Socken brauchte.

»Wann ruft er wieder an?«, fragte Mam wieder.

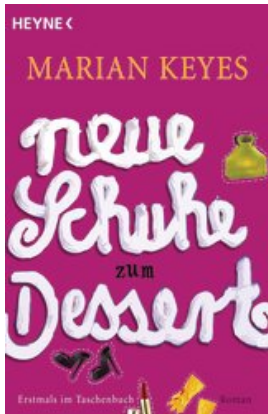
»Ich weiß es nicht. Lass uns den Fernseher anmachen.«

Während Mam so tat, als guckte sie *Sunset Beach*, schrieb ich meine erste E-Mail an Susan. Susan – auch »meine liebe Susan« genannt, um sie von anderen Susans zu unterscheiden, die vielleicht nicht so lieb sind – war eine in unserem Dreierklub gewesen, mit mir und Lily, und nach dem großen Knall hatte sie sich auf meine Seite geschlagen.

Vor erst acht Tagen, am ersten Januar, war sie für zwei Jahre als PR-Frau bei einer der großen Banken nach Seattle gegangen. Sie hatte gehofft, sich während ihres Aufenthalts einen Microsoft-Leibeigenen zu angeln, aber sie hatte keine zwei Tage gebraucht, um herauszufinden, dass die alle siebenundzwanzig Stunden am Tag arbeiteten und folglich keine Zeit für Freunde und eine romantische Begegnung mit Susan hatten. Die Multiple-Choice-Kaffees, die man dort bekam, waren kein wirklicher Ersatz, deswegen fühlte sie sich einsam und lechzte nach Neuigkeiten. Ich berichtete ohne große Einzelheiten und drückte »Abschicken« auf meinem Communicator Plus, der so viele Funktionen hatte, dass er fast meine Gedanken lesen konnte. Ich

hatte ihn von meiner Firma, als Geschenk getarnt, bekommen. Ja, genau! In Wirklichkeit machte er mich nur noch mehr zum Sklaven, als ich ohnehin schon war – so konnten sie mich jederzeit erreichen. Und das Ding war so schwer, dass es das Seidenfutter in meiner zweitbesten Handtasche ruinierte.

Als *Sunset Beach* zu Ende war und Dad immer noch nicht angerufen hatte, sagte ich: »Das geht so nicht. Ich rufe ihn jetzt an.«



Marian Keyes

Neue Schuhe zum Dessert

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 720 Seiten, 12,0 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-58019-0

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2006

Ein Unglück kommt selten allein: Ausgerechnet ihre beste Freundin spannt Gemma den Lover aus. Und kurz darauf wird ihre Mutter sitzen gelassen und braucht fortan Rundumbetreuung. Gemma kauft sich eine Packung Kleenex, fünf Paar Schuhe und setzt sich an den Computer, um sich das Unglück von der Seele zu schreiben. Ihre Freundin Susan ist von den witzigen Texten so begeistert, dass sie diese heimlich einer Literaturagentin schickt. Und schon sehr bald hat Gemma anderes im Sinn als ihre verlorene Liebe.



Der Titel im Katalog